

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 12

Februar 1999

„Wegweiser durch das jüdische Mecklenburg-Vorpommern“ erschienen

Teil unserer Geschichte

Dem Leser dieses umfangreichen Werkes werden Wege in eine fast untergegangene Welt gewiesen, Wege in fünfzehn vertraute Orte Mecklenburg-Vorpommerns, die fast verwehte Spuren ihrer Geschichte preisgeben.

Allein die zahlreichen Fotos und Dokumente zu den Texten offenbaren Namen und Fakten, Ereignisse und Schicksale aus Jahrhunderten: ein die Zeiten überdauernder Davidstern an einer Gartenlaube in Alt-Strelitz; der Grabstein für die im 1. Weltkrieg gefallenen Juden Willi und Adolf Neumann aus Anklam; das Porträt von Brandmeister David Davidsohn, Mitbegründer der ersten Freiwilligen Feuerwehr von Pommern in Demmin 1868; Geschäftsanzeigen für Damen-Jackets, Paletots und Capes von Julius Salomon 1908 in Ribnitz; eine Kindergruppe beim Chanukka-Märchenspiel 1932 in Rostock; ein Flugblatt von den antisemitischen „Hep-Hep-Krawallen“ in Schwerin 1819; Fotos vom Boykott jüdischer Geschäfte 1933 in Stralsund, wo das „Wertheim“-Stammhaus stand; ein Reisepaß von 1768 für den Schutzjuden Moses Wulff aus Teterow...

Den zweiten Teil des Bandes bilden Kapitel zu speziellen Themen unterschiedlicher Prägung, Lebenserinnerungen und Biografien, Einzelaspekte und übergreifende Untersuchungen. Der Wegweiser zeigt u.a. auf die Lebenswege von Israel Jacobson, der - eine Sensation 1816 - erster jüdischer Gutsbesitzer in Mecklenburg wurde, was die heftige Abwehr des Landtags auslöste; von Aaron Isaak, der im 18. Jahrhundert von Bützow nach Schweden ausgewanderte und die Jüdische Gemeinde in Stockholm gründete; des Sprachforschers Daniel Sanders aus Strelitz, der 1859-65 das „Wörterbuch der deutschen Sprache“ veröffentlichte und auf antisemitische Äußerungen von Jacob Grimm traf; des Sozialdemokraten Arthur Becker, der 1918 dem Arbeiter- und Soldatenrat in Grimmen angehörte... Der Leser wird weiter hin-

gewiesen u.a. auf den Synagogenbau in Mecklenburg und Vorpommern, auf den Zusammenhang der architektonischen Gestaltung mit Isolation, Assimilation bzw. Emanzipation der Juden; auf die Problematik Judentum in der niederdeutschen Literatur, insbesondere in dem hierzu ergiebigen Werk Fritz Reuters; auf die KZ-Todesmärsche im Frühjahr 1945 beim Vordringen der Alliierten...

Zur historischen Grundierung sind dem Band Beiträge über die Geschichte der Juden in Mecklenburg und Vorpommern vorangestellt. Sie umfassen die Vertreibung im Mittelalter, die in Rostock und Wismar 500 Jahre anhielt; die komplizierte Entwicklung zur Gleichstellung, bei der Mecklenburg 1813 für vier Jahre vorbildlich an der Spitze der deutschen Länder stand; die widersprüchliche Situation der Juden, die teils am Rande geduldet wurden, teils als überragende geistige Köpfe den gesellschaftlichen Fortschritt beeinflussten und hohe Anerkennung fanden.

Mit dem Holocaust, als Deutsche auch in Mecklenburg und Vorpommern ihre jüdischen Mitbürger vertrieben und verfolgten, war fast das Ende für das hiesige Judentum gekommen. Das Buch wird abgeschlossen mit einem Beitrag von Valeriy Bunimow, Vorsitzender der seit 1992 existierenden neuen Jüdischen Landesgemeinde: Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion bilden nun einen Neuanfang für jüdisches Leben.

Die Texte der 34 Autoren werden ergänzt durch zwei Karten, eine Bibliographie und ein Glossar zur Erklärung von Begriffen aus dem Judentum. Das Buch wurde herausgegeben vom Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien (Verlag für Berlin-Brandenburg, Potsdam) mit Unterstützung der Europäischen Akademie Waren, der Landeszentrale für politische Bildung M-V und nicht zuletzt des Max-Samuel-Hauses Rostock, dessen Mitarbeiter auch mit eigenen Kapiteln vertreten sind.

Komplex kontra Klischee

Vor der vielstimmigen Präsentation des *Wegweisers durch das jüdische Mecklenburg-Vorpommern* im Schweriner Schloß wurde erst einmal ein ideologischer Ton vorgegeben. Bemüht wurden dazu Äußerungen von Konrad Weiss, einem ehemaligen DDR-Filmmacher und späteren Bürgerbewegten über den „erstarrten Antifaschismus“ in der DDR, u.a. über die damaligen KZ-Besuche von Schulklassen als „ungeliebter Pflicht“. Wirkte da das verblichene politische Ambiente des Schweriner Schlosses aus der Zeit eines Ministerpräsidenten, der einst nach Flammenwerfern gegen die Roten gerufen haben soll, oder die weniger gute als alte DDR-Gepflogenheit, immer erst einmal mit einer vorgestanzten „Präambel“ die Linie abzuschern, bevor man zur Sache selber kam?

Im Saal waren nicht wenige Leute, die diesen Auftakt als unangemessen verallgemeinernd ansahen: Leute verschiedener Generationen, ganz normale ehemalige DDR-Bürger, denen Anne Frank und Jakob der Lügner nahe standen, die - auch mit Schulklassen - tief bewegt Konzentrationslager gesehen, die zur Thematik faschistischer Gewalt und Verfolgung Jugendlichen durchgeführt, Filme gemacht, wissenschaftliche Forschungen betrieben, Texte publiziert hatten. Wäre also nicht allmählich oder endlich Differenzierung angesagt anstelle der simplen Wende-Klischees?

Dazu gehört selbstverständlich auch die Einbeziehung solcher Fakten, daß in der Schule vereinfachtes Wissen über den Faschismus unter Überbetonung des kommunistischen Widerstandes vermittelt wurde, daß sich zum Beispiel Rostocker Schüler Ende der 50er Jahre zwar mit den Befreier der Roten Armee trafen, aber nichts erfuhren über die Familie Levy in der eigenen Stadt, die die Judenverfolgung in Rostock - und durch Rostocker - erlebt hatte, quasi als Nachbar nebenan wohnte.

Als Vorbild für historisches Denken ohne aktuelles Kalkül kann Dr. Yaakov Zur dienen, der als selbstbewußter Israeli kaum im Verdacht steht, ein DDR-Fan zu sein. Wer wüßte besser als er, daß die DDR-Politik gerade hinsichtlich des Umgangs mit dem Judentum, dem Zionismus und des Verhältnisses zu Israel durchaus zu kritisieren ist. Er erwähnt aber auch immer wieder, daß er schon in der DDR offizielle Zuwendung und freundschaftliche Gefühle erfahren hatte, daß Friedhofschändungen keine DDR-Erfindung seien und das Auschwitz-Verbrechen nicht von DDR-Historikern geleugnet wurde.

Die Erinnerung an die Reichspogromnacht vom 9. November 1938 wurde im 60. Jahr in den allgemeinen Verlautbarungen zwar weniger aufdringlich als in den vergangenen Jahren verknüpft mit dem Sieg über das DDR-Regime am gleichen Tag 1989, dennoch gab es - nicht zuletzt aus dem Westen oder von westlichen Entwicklungshelfern im Osten - Mahnungen zur Aufarbeitung nicht nur der NS-, sondern ebenso der DDR-Geschichte.

Zweifellos tut diese kritische Rückschau bitter not. Aber stellt sich - gerade im Verhältnis zur braunen Vergangenheit - nicht auch die Frage nach der BRD-Geschichte? Denken wir an das Lebenswerk von Nobelpreisträger Heinrich Böll, der an der Restauration der Eliten aus der Nazizeit litt. Denken wir an den Autor Peter Finkelgruen (*Haus Deutschland oder Die Geschichte eines ungesühnten Mordes*), dessen Großvater von Anton Malloth umgebracht wurde, ohne daß dieser nach dem Krieg zur Verantwortung gezogen wurde. Oder denken wir an die Schriftstellerin Lea Fleischmann (*Dies ist nicht mein Land*), die, ohne selbst Kommunistin gewesen zu sein, den „Radikalenerlaß“ - auch diese Problematik war ein Thema Heinrich Bölls - als totale Verunsicherung und Beschränkung selbständigen Denkens und Handelns erlebte und 1979 nach Israel auswanderte.

Im Unterschied zur DDR konnten in der BRD verwerfliche Zustände öffentlich kritisiert werden. Es blieben aber nicht nur die negativen Konsequenzen aus, die bei Tabuverstößen in der DDR für den Kritiker zu erwarten waren, sondern es blieben häufig Folgen überhaupt aus.

Haben wir Deutschen es nicht a l l e nötig, neben unserer gemeinsamen älteren auch unsere unterschiedliche jüngere Geschichte zu prüfen wie auch die sich nun schon im 10. Jahr befindliche gemeinsame neueste Geschichte mit Lichtenhagen und Lübeck?

In diesem Sinne erscheint die Botschaft von Ministerpräsident Harald Ringstorff bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Yaakov Zur in Rostock für Gemeinsamkeit gegen rechtsextreme Gefahr und gegen jegliche Überlegenheitsideologie, für Kooperation und Toleranz, für Erinnerung und Verantwortung als aktivierende, ermutigende Aufforderung an alle.

Und der *Wegweiser*, zu dessen Präsentation Herausgeberin Dr. Irene Diekmann, Prof. Dr. Julius H. Schoeps und Dr. Yaakov Zur differenzierte wissenschaftliche und persönliche Aussagen machten, ist insgesamt selbst ein Beispiel für diesen Umgang mit unserer Geschichte.

-ch-

Deutschland - Traum, Alpdruck und Hoffnung

Rostock war die Stadt ihrer Kindheit. Gewaltsam wurden sie gezwungen, die Heimat zu verlassen. Im November 1998 waren sie Gäste des Max-Samuel-Hauses: überlebende ehemalige Rostocker Juden, die sich an die Jugendzeit erinnerten. Zwei von ihnen schrieben uns nach ihrer Rückkehr in ihre ferne Heimat über ihre Eindrücke von heute und ihre Erinnerungen an damals.

Sophie Bittner, Tel Aviv / Israel

Liebe Freunde!

Nun sind wir schon ca. 2 Wochen wieder in Tel Aviv und denken sehr viel an die Tage, die wir in Rostock verbrachten.

Wir sind mit guten Erinnerungen aus Rostock wieder in unsere jetzige Heimat zurückgekehrt. Ihr habt uns einen sehr schönen Aufenthalt in meinem Geburtsort bereitet.

Für mich war es das Wichtigste, zum jüdischen Friedhof zu gehen, um das Grab meines Vaters zu besuchen. Frank zeigte mir, wo der Grabstein steht, und es war für mich sehr aufregend, nach 63 Jahren dorthin zurückzukehren.

Meine Mutter blieb alleine in Rostock und wurde am 28. Oktober 1938 nach Polen deportiert. Zum Glück gelang es meiner Schwester und mir, unsere Mutter noch vor dem Krieg nach Israel, damals Palästina, zu holen. So konnte sie noch einige schöne Jahre hier bei ihren Kindern verbringen.

Von jeder einzelnen Sache waren wir sehr beeindruckt. Ich ging mit meinem Mann, der selbst ein Tscheche ist, in meine gewesene Schule am Goetheplatz. Damals war es das Almsche Lyceum. Wir spazierten am Schulhof vorüber, und ich erinnerte mich an schöne und weniger schöne Ereignisse. Dann spazierten wir weiter und sahen das Straßenschild „Augustenstraße“. Wir gingen weiter bis zur Hausnummer 101, wo das kleine Denkmal der Synagoge ist. Es hat mir einen großen Schmerz angetan, den Platz zu sehen, den wir jeden Schabbat besuchten, an den ich sehr

viel gute und schöne Kindheitserinnerungen hatte.

Ich ging durch die Stadt, sah den Rosengarten, die Kröpeliner Straße, wo einst das Warenhaus „Wertheim“ stand. Ich war sehr enttäuscht, wie sich alles verändert hat. Am Hopfenmarkt Ecke Breite Straße war die Konditorei „Flint“, wo wir uns Gebäck kauften, das uns besser schmeckte als das bei meiner Mutter. Aber leider besteht das alles nicht mehr. So gingen wir in die Lange Straße, und ich suchte die Lagerstraße 44, wo ich geboren bin und meine Kindheit verbrachte. Leider war niemand mehr von meinen jüdischen Kindheitsfreunden da. Es stimmte mich sehr traurig.

Alle Veranstaltungen, wie im Rathaus, in der Universität, im Theater, in der Nikolaikirche, haben wir genossen und gewürdigt zur Erinnerung an die Verfolgung und an die Kristallnacht. Wir besuchten auch das Gefängnis in Alt-Strelitz und waren in Güstrow, wo wir überall sehr herzlich aufgenommen wurden.

Nun will ich auf Eure Gastfreundschaft zurückkommen. Ihr habt uns so viel Gutes geboten, und wir denken täglich an Euch alle zurück, besonders an die, die wir kennenlernten und die so freundliche Beziehungen mit uns angeknüpft haben.

Es war schön, Euch zu sehen und in der Hoffnung, Euch bei uns in Israel begrüßen zu können und als Gäste zu empfangen

mit besten und herzlichsten Grüßen und „Schalom“

Eure

Fritz und Sophie

Walter Josephy, Ottawa / Kanada

Der November 1938 kam und ging. Der November 1998 kam und ging auch. Inzwischen mehrten sich meine Jahre von 18 bis 78, doch die meisten der Menschen des ersten Novembers sahen den zweiten nicht.

Da ich einer der Auserwählten, einer der wenigen Überlebenden bin, bleibe ich auch der Zukunft gegenüber verantwortlich. Diese Verantwortung müssen wohl auch jene gefühlt haben, die die Erinnerungswoche schufen.

In diesem Sinne möchte ich als einer der Eingeladenen dem wieder sehr lebendig gewordenen Max-Samuel-Baum ein kleines Blatt hinzufügen.

Vor allem möchte ich mich wohl auch im Namen aller Gäste für das ganz außerordentlich herzliche Willkommen und die Großzügigkeit der Rostocker bedanken. Wir waren alle bewegt und beeindruckt und werden diese Tage nie vergessen. Genau wie sie, die anderen, die Vergangenheit auch nie vergessen dürfen.

Das müßte also erstmal gesagt sein. Aber vielleicht noch nicht genug. Den Aufwand, den Frank Schröder und seine Mitbürger gemacht hatten, kann man nicht genug lobpreisen und würdigen.

Als meine Schwester und ich mitten in der Nacht (vielleicht auch ein Symbol?) per Taxi von Hamburg abgeholt wurden, wunderten wir uns über die vielen Plakate „Bunt statt braun“ mit den Schmetterlingen, die vom Scheinwerfer des Autos beleuchtet wurden. Für uns beide ist Englisch jetzt unsere Muttersprache, mit welcher wir täglich umgehen und in welcher wir träumen. Die Bedeutung dieser Plakate wurde uns vom Taxifahrer erklärt. Es war gut, daß er das konnte und wußte, und wir hofften, daß er ein typischer Rostocker sei.

Den Lesern der *Blätter aus dem Max-Samuel-Haus* sind die Ereignisse der Gedenkwoche zum 9. November 1938 sicher bekannt, und ich möchte die Berichte hier nicht wiederholen. Statt dessen möchte ich einige persönliche Bemerkungen machen.

Im Jahre 37 ging ich nach Bodenbach im deutschsprachigen Sudetenland in der Tschechoslowakei, um Elektroingenieur zu werden. Das dauerte nicht lange, denn als „München“ kam, floh ich per Motorrad nach Prag und im März 39 mit einem Studentenvisum nach England. Wir reisten über Polen, um Deutschland zu vermeiden. Dann beharrte der polnische Kapitän trotz unseres Protests darauf, doch durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal zu fahren. Es war ja kürzer! Hakenkreuze und SA und SS-Männer auf beiden Ufern. Wir waren aber auf polnischem Boden und hatten Glück, daß die Nazis das noch anerkannten.

Am Kriegsanfang wollte ich mich gleich freiwillig zur Armee stellen. Das ging aber nicht, weil gleich alle Menschen mit deutschen oder österreichischen Pässen in 3 Gruppen geteilt wurden. (A) waren die Nazis, die sofort interniert wurden, (B) die zweifelhaften Fälle, die sich jeden Tag bei der Polizei melden mußten, und (C) waren wir, eine Rubrik, die nur die Engländer erfinden konnten, die „freundlichen fremden Feinde“.

Das dauerte bis zur Zeit des Durchbruchs nach Dünkirchen und dem Rückzug der britischen Armee nach England. Wir wissen jetzt, daß Churchill falsche Informationen erhielt, auf Grund derer er die Masseninternierung aller 3 Gruppen befahl. Jetzt wissen wir auch, daß es niemals einen jüdischen Spion für die Nazis gab.

Die großen Truppentransporte aus Kanada und Australien kamen nun in England an, und langsam begann der Wurm sich zu drehen, und die Sache fing an, etwas weniger hoffnungslos auszusehen. Diese Schiffe, die gewöhnlicherweise auf Grund ihrer Schnelligkeit ohne Convoy fuhren, gingen zuerst leer zurück. Die Idee, das auszunutzen, kann ja nicht sehr fern gelegen haben; also bald konnte man sich für Kanada oder Australien melden. So fuhr mich und einige 100 andere ein solches Schiff in die neue Welt. Leider fuhr es auch richtige Wehrmachtswarhäftene, die von uns nur durch einen Stacheldraht getrennt waren. Blutige Fäuste durch den Draht und das „Horst-Wessel-Lied“ übertönt von der „Internationale“.

Milch und Honig, was wir schon lange nicht mehr gesehen hatten, flossen in den kanadischen Internierungslagern, aber Freiheit gab es nicht. Wir organisierten Camp-Universitäten und können jetzt wohl behaupten, daß ein großer Teil der kanadischen und USA-Elite aus unseren Lagern kam. Noch vor ein paar Tagen erhielt Walter Kohn einen Teil des Nobelpreises für Chemie. Nach etwa einem Jahr kam Herr Patterson vom britischen Home Office, um uns zu sagen, daß sie vielleicht doch einen Fehler gemacht hätten, und sie schienen jetzt endlich gelernt zu haben, daß für uns vielleicht mehr als für die meisten anderen die Niederlage Hitlers absolut notwendig sei.

Der erste Weltkrieg war eine dumme Tragödie, wie alle Kriege, mit einer Ausnahme: diese war der Krieg gegen die Nazis.

Viele wurden dann freigesetzt, andere gingen freiwillig in den Waffendienst. Auf diese Weise verbrachte ich fast den ganzen Krieg mit einem provisorischen neuen Namen in der Armee Großbritanniens. Ich wurde ein Soldat, der sich schließlich nur in seinem noch vorhandenen Akzent von seinen Kameraden unterschied und wurde vollkommen in das englische Ethos assimiliert.

Deutschland war und blieb ein Traum und ein Alpdruck irgendwo im Hintergrund. Man hatte so viel zu tun, daß man sehr selten daran dachte. Nur jetzt, gegen Ende, und mit den auch durch die letzten Ereignisse wieder aufbrachten Erinnerungen, betrachte ich es wieder, aber mit gemischten Gefühlen.

Doch die Hoffnung, die diese Ereignisse kennzeichnet, ist wohl ihr bestes Denkmal.

Willi Hilton in „seinem“ Gefängnis

Besuch in der Vergangenheit

Es sieht hier alles ganz anders aus... Willi Hilton versucht, sich zu orientieren: die Straße, die Häuser, die Umgebung - hier war doch Wasser? Die Gebäude, die Fußböden, die Türen - ja, so ähnlich waren sie...

10. November 1998, Justizvollzugsanstalt Alt-Strelitz. Auf den Tag genau vor 60 Jahren wurde Willi Hilton, damals noch Hochfelsen, hier eingeliefert. Zu Hause in Rostock war er verhaftet und dann mit den anderen jüdischen Männern per Bus in die Landesstrafanstalt Alt-Strelitz transportiert worden - eine organisierte Aktion der Nazis zur Judenverfolgung im Zusammenhang mit der Reichspogromnacht am 9./10. November.

Heute ist Willi Hilton der einzige Überlebende der damaligen Gefangenen. Ein paar Tage nach Einlieferung ins Gefängnis war er achtzehn geworden:

Ich sehe alles vor mir, wie es damals war, all die Menschen - als ob sie jetzt hier wären....

Willi Hilton hatte es sich gewünscht, bei seinem Rostock-Besuch anlässlich der Erinnerungswoche an die Reichspogromnacht noch einmal diese Stätte aufzusuchen. Mit ihm kamen auch Verwandte seiner damaligen 64 Rostocker Leidensgefährten, u.a. Ursula Hoffmann, die Tochter von Arnold Bernhard, der aufgrund seines Amtes als Gemeindevorsitzender schon bald freigelassen worden war, und die drei Brüder Zur, früher Zuckermann, deren Vater hier die Kübel leerte und, wie Yaakov Zur sich erinnert, „in den 10 Wochen seiner Gefangenschaft um 10 Jahre alterte und nie wieder so wurde wie vorher“.

Der eigentliche Zellenbau ist noch vorhanden, vieles wurde erneuert, manches abgerissen, anderes neu gebaut. Willi Hilton findet tatsächlich „seine“ Zelle.

Bei der Einlieferung mußten wir erst auf den Boden, Säcke mit Roggenstroh füllen, damit wir etwas zum Schlafen hatten. Anfangs waren wir viele in der Zelle, auch mein Vater

war mit dabei. Er wurde aber bald entlassen, weil er über 60 war.

Ich war dann mit dem Kantor Hess zusammen in der Zelle. Wir mußten Bürsten machen - natürlich ohne Bezahlung. Wir beide wurden aber auch zu Hilfsarbeiten beim Schweine-schlachten befohlen.

Die erste Zeit konnte ich überhaupt nichts essen von dem, was es hier gab. Da hat mir ein Wachtmeister von dem Essen abgegeben, was er von zu Hause mitgebracht hatte. Es waren nicht alles schlechte Menschen...

Eine halbe Stunde am Tag sind wir draußen auf dem Platz immer im Kreis herumgelaufen. Wir trugen Sträflingskleidung - Hose, Jacke, Holzpantoffeln und eine runde Sträflingsmütze, die mußte vor dem Wachtmeister gezogen werden.

Offene Judenfeindschaft, Schikane, Mißhandlungen oder Beschimpfungen habe es hier nicht gegeben. Das alte Gefängnispersonal unterschied sich grundlegend von den KZ-Aufsehern. Geplant war aber, die Juden von Alt-Strelitz, das lediglich als Sammelpunkt vorgesehen war, in das KZ Sachsenhausen zu deportieren. Das war derzeit jedoch schon überfüllt, und so blieben die 164 Häftlinge in Alt-Strelitz. Als letzte von den Rostockern verließen die drei Brüder Gimpel die Strafanstalt am 25. März 1939. Einer kam nie wieder nach Hause: Herbert Pommer, wegen „Rassenschande“ angeklagt, wurde von hier ins Zuchthaus Bremen und von dort ins Todeslager Auschwitz überführt.

Raus kamst du normalerweise nur, wenn du dich verpflichtet hast, Deutschland zu verlassen. Meine Eltern besorgten mir ein Visum für England. Am 14. Februar 1939 wurde ich morgens zum Direktor gerufen, bekam meine Sachen und wurde entlassen.

Als ich dann am Tor stand, wäre ich am liebsten zurückgelaufen. Ich hatte Angst vor dem, was mir als Juden draußen drohen würde. Hier hatte ich mich relativ sicher gefühlt, die Unsicherheit draußen empfand ich als größere Gefahr.

In Schwerin mußte ich dann bei der Gestapo ein Papier unterschreiben, daß mir lebenslange Haft drohte, wenn ich nach Deutschland zurückkommen würde.

Willi Hilton spricht deutsch mit nördlicher Klangfärbung und englischem Akzent, manchmal fehlt da auch schon das passende deutsche Wort. Er ist 1939 nach England/Nordirland emigriert und 40 Jahre da geblieben. Dort hat er seine Frau Charlotte kennengelernt, die ihn jetzt bei seinem Besuch in Alt-Strelitz begleitet. Sie war aus Berlin emigriert, kennengelernt haben sich die beiden auf einer Hochzeit, zu der er mit einem Mädchen, sie mit einem jungen Mann gekommen war. Seit etwa 20 Jahren lebt das Ehepaar in Israel.

Von Belfast aus ist Willi Hilton schon Ende der 50er Jahre einmal nach Deutschland gekommen, Ende der 60er - unter schwierigen Umständen mit bürokratischen Behinderungen - war er erstmals wieder in Rostock.

Anfangs fiel es mir sehr schwer, wieder hier zu sein... Jetzt wird es immer leichter. Wenn man so gute Freunde hat wie Frank (er sagt englisch Fräänk und meint Frank Schröder) - das erleichtert es sehr.

Den Besuch in Alt-Strelitz bereut Willi Hilton keineswegs: *Es hat sich gelohnt - schon allein daß ich die Zelle gesehen habe.*

Aber es war doch viel schwerer, als ich dachte, daß es sein würde...

*

1804 als Landes-Arbeits-, Zucht- und Irrenhaus eingerichtet, dient das Gefängnis heute als Vollzugsanstalt für Jugendliche. Es wird versucht, den jugendlichen Straftätern eine Berufsausbildung oder den Hauptschulabschluß zu vermitteln. Eine neue Anstalt in Neustrelitz ist im Bau. Was aus dem alten Gebäude wird, das unter Denkmalschutz steht, ist noch ungewiß. Bei den Überlegungen zu seiner künftigen Funktion wäre sicher bedenkenswert, daß es sich hier um den einzigen Ort in Mecklenburg-Vorpommern handelt, an dem Juden konzentriert gefangengehalten wurden, um eine Art Gedenkstätte für die hiesigen jüdischen NS-Verfolgten also.

**

Zwei Wochen nach dem Besuch Willi Hiltons in Alt-Strelitz wurde der Jüdische Friedhof in Neustrelitz mit Nazi-Symbolen geschändet.

Am 9./10. November 1998 beteiligten sich mehr als 200 Schüler aus allen Stadtteilen und Schultypen Rostocks an der vom Max-Samuel-Haus ausgerufenen Aktion „Hellwach“. Sie waren aufgerufen, ihre Gedanken über eine tolerante, weltoffene Gesellschaft der Zukunft künstlerisch zu äußern. Die teils sehr anspruchsvollen Arbeiten wurden während der Mahnwache an der Gedenkstele für die verbrannte Synagoge ausgestellt.

Aufgewacht.

Mahnwache und Gestaltungsaktion Rostocker Schüler anlässlich des 60. Jahrestages der Reichspogromnacht. Ein Erfahrungsbericht.

„Jetzt weiß ich, warum ich mich da morgen hinstelle...“ Mit diesem Gedanken war ich aus dem Tag mit den internationalen Gästen aus der ehemaligen Rostocker jüdischen Gemeinde gegangen. Am Sonntag vor dem 9. November hatte meine Familie und ich den Tag gemeinsam mit den jüdischen Gästen verbracht, wo wir auch gemeinsam den jüdischen Friedhof besuchten. Am tiefsten beeindruckte mich, wie eine Gruppe dort am Gedenkstein für die Rostocker Opfer des Holocaust das Kaddisch (jüdisches Totengebet) sprach. Nie wieder sollte es geschehen, daß eine Minderheit so niedergemacht, ja vernichtet wird. Doch als der Tag der Mahnwache näherrückte, wofür ich mich für eine halbe Stunde verpflichtet hatte, bekam ich leichte Beklemmungen. Ich rang am Morgen des besagten Tages mit mir, ob ich nicht vielleicht eine Ausrede für das Wegbleiben von der Mahnwache habe. Doch nach langem Überlegen entschloß ich mich, nicht weiter über so etwas nachzudenken. Ich war, ehrlich gesagt, sogar ziemlich verängstigt.

Am 9. November, als die Schule dann aus war, begab ich mich in die Blücherstraße, in der ich meinen jüngeren Bruder (11 Jahre) treffen sollte. Es regnete in Strömen, und es war furchtbares Wetter. Ich hoffte insgeheim, daß er den Weg nicht kannte, da mein Vater uns nicht gesagt hatte, wo die Gedenkstele für die Synagoge steht. Doch mein Bruder kannte den Weg, und wir gingen zur Stele. Wir sahen schon von weitem einen Infostand neben der Gedenksäule. Dort wurden wir von einigen Jugendlichen empfangen, die berichteten, daß sie schon seit 2 Stunden hier ständen. Wir betrachteten die Ausstellung der Arbeiten, die Schüler aus allen Stadtteilen Rostocks gestal-

tet hatten: Bilder, Collagen, Aufsätze, sogar Keramikarbeiten über das Thema: Was können wir tun, damit sich das furchtbare Geschehen von damals nicht wiederholen kann.

Wir hatten hier nur eine ½ Stunde zu stehen! Doch als die Jugendlichen dann gegangen waren und ich und mein kleiner Bruder ganz allein an diesem Stand standen, schwand mir doch der Mut. Was sollten wir tun, wenn rechtsgerichtete Jugendliche herkommen und stören wollen? Was antworte ich, wenn mich jemand über den Grund der ganzen Aktion fragt? Ich war dann doch sehr erleichtert, als der Zivi des Max-Samuel-Hauses auftauchte, um nach dem Rechten zu sehen und uns heißen Tee zu bringen.

Als ein junger Mann vorbeikam, um sich zu informieren, war ich erstaunt, wie interessiert er fragte. So faßte ich allmählich Mut, vorbeigehende Leute auch selbst anzusprechen. Wir merkten, wie unterschiedlich die Leute reagierten. Einige schauten sich halbinteressiert die Ausstellung an, manche betrachteten jedes Bild, und einige gingen „cool“ vorbei - kühler noch als der eisige Regen, der ununterbrochen gegen das provisorische Dach über der Stele prasselte. Der Mann, der als erster unseren Infostand besucht hatte, brachte uns dann später Folie, um die Ausstellung abzudecken! Als unsere Zeit dann fast abgelaufen war, tauchten zwei Reporter von N - Joy Radio auf und interviewten mich und Herrn Schröder, der gerade vorbeigekommen war.

Später merkte ich, daß mir erst durch die Fragen der Passanten und der Reporter bis ins letzte klar geworden war, warum ich mich dort bei diesem Wetter hingestellt habe.

Sebastian Drewelow (15 J., Borwin-Schule)

Sie sei auf dem Wege, antwortete Lea Fleischmann auf die Frage, ob sie sich heute als religiöse Jüdin verstehe. In ihrer Kindheit in Deutschland war Religion kaum von Bedeutung, erschien ihr mehr als Mythos einer fernen, fremden Welt. Während ihres Studiums in Frankfurt am Main kam sie in Kontakt zur 68er Studentenbewegung, deren Diskussionen und Aktionen sich mit der Veränderung der Gesellschaft befaßten, mit neuen Lebenskonzepten. Religion gehörte nicht dazu.

Lea Fleischmann über den

WERT DER RUHE

Auch als Lea Fleischmann 1979 nach Israel ging, erschien ihr Jerusalem zunächst unwirklich, wie eine Theaterkulisse. Denn nicht um die Religion zu finden, war sie ausgewandert. Sie hatte Deutschland verlassen, weil sie ein tiefes Unbehagen verspürte an den politischen Zuständen der wirtschaftlich prosperierenden 70er Jahre. Als verbeamtete Lehrerin fühlte sie sich eingebunden in ein Netz von Verordnungen, Anweisungen, Vorschriften, das ihr wenig Freiraum bot. Als schließlich der „Radikalenerlaß“ mit Nachforschungen und Nachprüfungen auch Lehrer so verunsicherte, daß sie Angst hatten, Erich Frieds Texte zu lesen, da befürchtete Lea Fleischmann, daß in Deutschland wieder Schlimmeres passieren könnte, und zwar auf ganz gesetzlichem Wege.

Sie hatte das völlig negative Deutschland-Bild ihrer Eltern nicht übernommen, aber deren Erfahrungen als KZ-Überlebende waren ihr gegenwärtig. In Israel lernte sie das Judentum, das für sie bisher immer mit Leid, Verfolgung, Tod verbunden war, auf neue Weise kennen. Mit der deutschen Staatsbürgerschaft konnte sie nicht ihre bisherige, zu einem großen Teil auf die deutsche Sprache gegründete Identität ablegen. Selbst bereichert durch die neuen Erfahrungen und Werte, machte sie es sich zur Aufgabe, deutsche Leser mitzunehmen in die Welt des Judentums.

Im Max-Samuel-Haus sprach und las sie über die sechs Tage der Schöpfung und den 7. Tag der Ruhe, über das 4. Gebot der Thora, nach sechs Tagen Arbeit den Ruhetag zu heiligen, über Traditionen, Riten, Bräuche und ganz praktische Fragen des Schabbat.

Sie erfüllte den Anspruch ihres Buches *Schabbat - das Judentum für Nichtjuden verständlich gemacht* auf ganz besondere Weise. Sie erläuterte ihr Thema klar, verständlich, manchmal mit didaktischer Färbung, eben wie eine Lehrerin. Und gleichzeitig offenbarte sie eine Philosophie, die weit über Schabbat und jüdische Religion hinausgeht: Lea Fleischmann wertete den Ruhetag im allerweitesten Sinne ökologisch, als Ehrfurcht vor der Schöpfung, die durch sich verselbständigende Arbeit, durch Waffenproduktion, durch übersteigerten Verbrauch von Energie und Rohstoffen für immer neue unnütze Produkte für immer neue überflüssige Bedürfnisse genauso beschädigt werde wie die Seele durch den ständig neu produzierten Stress. Der Kapitalismus werde eines Tages zusammenbrechen wie der Kommunismus, sagte Lea Fleischmann ganz sanft. Der Mensch solle Gottes Gebote achten statt das Goldene Kalb anzubeten und sich dem Diktat des Geldes zu beugen. Es war ein Plädoyer für den Wert der Ruhe, gegen die zerstörerische Komponente der Arbeit, für das Innehalten, für Mitmenschlichkeit, erläutert am Beispiel des Schabbat, an dem es kein Fernsehen, kein Radio, kein Telefon, kein Auto gibt, dafür einen Tag mit der Familie, mit Freunden, mit gemeinsamen Gesprächen, Essen, Singen.

Ihre Gedanken treffen sich mit bekannten Überlegungen zur Rastlosigkeit modernen Lebens, zur Hektik der Arbeitswelt wie der Freizeit. Aber auch Menschen ohne Arbeit vermögen nicht innezuhalten, wenn die Existenz bedroht ist. Vielleicht ist zu einer souveränen Ruhe eine sichere materielle Basis nötig? Oder „nur“ eine Trennung von materiellem Müll?

Auf jeden Fall war Lea Fleischmanns Botschaft interessant, und vielleicht ist ein alternatives Lebenskonzept tatsächlich überzeugend aus der jüdischen Religion zu beziehen?!